

Ulrich Gaier, Ralf Simon (Hrsg.)

ZWISCHEN BILD UND BEGRIFF



Ulrich Gaier, Ralf Simon (Hrsg.)

# ZWISCHEN BILD UND BEGRIFF

Kant und Herder zum Schema

Wilhelm Fink

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2010 Wilhelm Fink Verlag, München  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Printed in Germany.  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5040-1

## INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT .....	7
ULRICH GAIER	
Metaschematisieren? Hieroglyphe und Periodus .....	19
TILMAN BORSCHKE	
Bildworte. Vom Ursprung unserer Begriffe .....	55
CHRISTIAN STETTER	
Herder und Kant. Anmerkungen zu Herders Abhandlung <i>Über Bild, Dichtung und Fabel</i> .....	71
RALF SIMON	
Von den Kategorien zum Schematismus oder vom Bild zur Sprache? Versuch, einen Konflikt zwischen Kant und Herder zu verstehen .....	93
HANS ADLER	
Metaschema und Aisthesis. Herders Gegenentwurf zu Kant .....	119
CAROLINE TORRA-MATTENKLOTT	
Kreisfigur und Metaschematismus bei Karl Philipp Moritz .....	155

BRIGITTE HILMER

Form und Schema der Vernunft. Zu Herders Metakritik  
an Kants *Kritik der reinen Vernunft* ..... 191

THOMAS NAWRATH

Kant und die Sprachphilosophie. Eine systematologische  
Rekonstruktion der Möglichkeit von Sprache  
im kritischen Idealismus ..... 207

CHRISTOPH JAMME

„Wahrheit für die Phantasie“.  
Der junge Hegel und Herder ..... 237

BIO-BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE ..... 251

RALF SIMON

VON DEN KATEGORIEN ZUM SCHEMATISMUS ODER VOM  
BILD ZUR SPRACHE? VERSUCH, EINEN KONFLIKT ZWISCHEN  
KANT UND HERDER ZU VERSTEHEN

Streit

Ein so erbitterter Streit, wie er zwischen Kant und Herder ausgetragen wurde, lässt auf zweierlei schließen: dass die Streitenden einander näher waren, als sie sich eingestehen konnten und dass der Streit die Erkenntnis dieser Nähe vollkommen unmöglich machte. Im Bereich des systematisch bemühten Denkens werden Streitigkeiten als Eigentumskonflikte um Begriffe geführt. Indem das Denken eine starke innere Kohärenz erzeugt, definiert es die Begriffe zunehmend aus den rekursiven Schleifen der eigenen begrifflichen Matrix. Die Begriffswelt, die so entsteht, ist ein eigener Kosmos mit starker innerer Evidenzbildung oder, wie Herder bemerkt: „Wider ihren Willen sind alle Selbstdenker Despoten“.<sup>1</sup> Dabei ist die permanente Selbstexplikation keineswegs ein Mittel der Transparenz oder gar der Kommunikation, sondern auch immer eine Manifestation von Differenz. „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen“.<sup>2</sup> Was nach Humboldt schon für die *Sprache* gilt, ist für jene gepflegte Semantik, die im philosophischen *Text* ein Maximum an innerer Kohärenz ausbildet, nachgerade unausweichlich. Deshalb erklären Philosophen, statt zu reden, einander ihre Begriffe, um sie in die gegenseitige Differenz zu setzen. Was immer Philosophie sei, vor allem ist sie Unterscheidungswissen.

Herder wusste, dass der Kampf um die Benennung die Wurzel des Krieges ist. In der Abfolge der Sprachursprungsthesen in seiner Schrift *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* gewahrt der Mensch dann, wenn die inneren

---

<sup>1</sup> Herder FHA 8, 305. Herderzitate erfolgen nach der Ausgabe: Herder, Johann Gottfried, *Werke*, hg. v. Martin Bollacher, Jürgen Brummack, Ulrich Gaier, Gunter E. Grimm, Hans Dietrich Irmischer, Rudolf Smend u.a., Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag), 1985 ff., 10 Bände (Sigle: FHA, Bandzahl, Seitenzahl).

<sup>2</sup> Humboldt, Wilhelm von, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, in: Ders., *Werke*, Band II (Schriften zur Sprachphilosophie), hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt, <sup>1</sup>1994, S. 439.

Merkworte zum ersten Mal gesagt werden, dass der andere Mensch dieselbe Sache anders nennt. Aber das noch innere Benennen zeichnet den Gedanken auf die Sache, als „Siegel meines Eigentums“<sup>3</sup> an der Sache und als „Signatur der Seele auf eine Sache“.<sup>4</sup> Werden die Dinge so angeeignet und tragen sie derart den Namen, der ihren Gebrauch beinhaltet, dann gelten sie als von dem erworben, der diese *Arbeit der Aneignung* an ihnen geleistet hat. Die Erfahrung, dass ein anderer behauptet, er habe genau dieselbe Arbeit vollbracht und ein ebenfalls begründetes Eigentumsverhältnis erfahren, stellt in dem Moment, in dem die Benennungen offenbar werden und in die Differenz treten, für jeden der zwei nicht nur diese eine Sache und nicht nur dieses eine Eigentumsverhältnis aufs Spiel. Durch die ganze Sprache, das innere System ihrer Zusammenhänge in Frage stellend, zittert die Differenzerfahrung fort und führt ins Nichtverstehen nicht nur des Anderen, sondern, weitaus radikaler, der eigenen Sprache. Herder argumentiert, dass dieser „Krieg“<sup>5</sup>, in dem die Sprache gegen eine andere Sprache stößt und im Rückstoß die eigene Sprache substantiell verunsichert, notwendig ist. Es gehört zur Konstellation der Sprachursprünge, dass mit der im Feld der Intersubjektivität artikulierten Sprache ein notwendiges Missverstehen einhergeht. Aber zugleich ist es gerade die Sprache, welche die Klammer dieses ganzen Geschehens ist und deshalb, es umfassend, auch zur Aufhebung der Differenz auf der Stufe der Humanität als der eingesehenen notwendigen Kontingenz der Standpunkte führt.

Freilich, diese sprachphilosophische Erkenntnis, die mit Recht als *tiefe Einsicht* bezeichnet werden kann, hat schon bei Herder keineswegs zu einer Kultur der entspannten Debatte geführt. Sein Streit mit Kant<sup>6</sup> ist nichts anderes als ein Streit um Eigentumsverhältnisse gegenüber den Sachverhalten des Denkens. Es ist ein Streit, bei dem eine gemeinsam geteilte Grundeinsicht sofort in

<sup>3</sup> Herder FHA 1, 788.

<sup>4</sup> Herder FHA 1, 788.

<sup>5</sup> Herder FHA 1, 795 ff.

<sup>6</sup> Die lange und verwickelte Abfolge des Streits ist in der Herderforschung oft dargestellt und interpretiert worden; eine ausführliche Rekapitulation erübrigt sich ebenso wie eine lange Fussnote mit vielen Literaturhinweisen. Erinnert sei für Leser, die in die Herderforschung nicht eingearbeitet sind: Herder hat beim vorkritischen Kant studiert, es existieren Vorlesungsnachschriften von seiner Hand. Seine beiden ersten Texte sind eine Kritik Kants in der Diktion Hamanns und eine Kritik Hamanns auf der Basis von Kants Argumenten. Die polemische Grundsituation, in der Herder überhaupt, auch anderen gegenüber, argumentiert, verschärft sich mit der transzendentalphilosophischen Wende Kants. Kant rezensiert 1785 Herders geschichtsphilosophisches Hauptwerk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* vernichtend, während Herder mit der *Metakritik (Verstand und Erfahrung, 1799 und Vernunft und Sprache, 1803)* einen fortlaufenden, meist polemischen Kommentar zur *Kritik der reinen Vernunft* schreibt und mit der *Kalligone* (1800) einen Kommentar zur *Kritik der Urteilskraft*. In der Folge der Kantschen Rezension musste Herder eine schmerzhaft Marginalisierung seines Denkens erfahren, die sich in der Rezeption dadurch fortsetzte, dass die bis heute umfangreichste Biographie und Gesamtdarstellung seines Werkes durch den Kantianer Rudolf Haym geschrieben wurde. – Eine sehr genaue Rekonstruktion bietet (um stellvertretend ein Buch aus dem Kontext der neueren Herderforschung zu nennen): Zammito, John, *The genesis of Kant's critique of judgment*, Chicago, 1992.

eine Spreizung eintritt, deren rahmende Vermittlung von beiden Kontrahenten nicht gesehen werden kann. Denn es kommt erschwerend hinzu, dass Herder der Ansicht sein konnte, als Schüler des vorkritischen Kant gegenüber dem Transzendentalphilosophen gleichsam der bessere Kant zu sein. So folgt dieser Streit einer verschlungenen Schleife. Im Namen des vermeintlich besseren Kant zettelt Herder gegen den vermeintlich schlechteren Kant eine Polemik an, die er philosophiehistorisch nur verlieren konnte. Diese asymmetrische Konstellation erlaubt es nicht mehr, den Streit direkt auf die Sache, um die es geht, zurückzuführen. Denn der eine Diskurs hat sich in den anderen hineingearbeitet, so dass nicht zwei Streitende einander und beide zusammen einer Sache gegenüberstehen, sondern vielmehr so, dass Herder als der eine Kant im anderen Kant diesem opponiert.

## Satz

Es ist an der Zeit, diese Figur nicht nur als trockene Behauptung, sondern auch inhaltlich zu exponieren. Meine These lautet, dass sich der Streit zwischen Herder und Kant als Streit über das, was ein Satz ist (verstanden als Proposition), rekonstruieren lässt. Kants zentrale Frage der kritischen Philosophie lautet bekanntlich: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? Diesseits aller Kantexegesen, die in der *Kritik der reinen Vernunft*<sup>7</sup> eine Konstitutionstheorie der transzendentalen Subjektivität erblicken wollen, ist Kants Frage zunächst viel weniger ausgreifend. Er fragt nach der Möglichkeit bestimmter Urteile. Es handelt sich um eine urteilstheoretische Problemstellung. Herders Kantreplik in der *Metakritik*<sup>8</sup> versucht genau an diesem Punkt nicht nur zu widersprechen, sondern eine alternative Urteilstheorie zu skizzieren. Er entwirft eine Kategorientafel als „*Grundriß der Sprache als Typus einer zusammenhängenden Verstandeshandlung*“<sup>9</sup> und sagt über diesen Grundriss: „Er selbst führet sich in seinen wesentlichen Teilen auf das zurück, was jeder *Satz* (Proposition) enthält, auf ein *Selbständiges* und *minder Selbständiges*, durch eine Bezeichnung der *Kraft* (verbum) getrennet oder verbunden“.<sup>10</sup> Man sieht: Herder entwickelt eine Theorie des Satzes als Antwort auf Kants Frage nach der Möglichkeit von synthetischen Urteilen a priori.

Der Kampf um den Satz (als Proposition) ist der Kampf um die Geltung der Aussagen. Als zusammenhängende Verstandeshandlung möchten der kritische

<sup>7</sup> Im Folgenden zitiert nach: Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg (Meiner: Philosophische Bibliothek 37a), 1976 (Sigle: KrV).

<sup>8</sup> Vgl. Herder FHA 8, S. 303-640.

<sup>9</sup> Herder FHA 8, S. 428.

<sup>10</sup> Herder FHA 8, S. 428.

Kant und der ihn kritisierende Herder die philosophische Sprache hinsichtlich ihrer Leistung gleichermaßen verstanden wissen. Dabei steht insbesondere die Frage nach dem Zusammenhängenden im Mittelpunkt. Kant sucht den Zusammenhang der Verstandeshandlungen, also der kategoriengelenkten Urteilsvollzüge, in dem *Ich-denke* zu finden, das alle Urteile muss begleiten können; sein Standpunkt ist der der transzendentalen Apperzeption.<sup>11</sup> Zugleich stellt sich aber die Frage des Zusammenhangs nicht nur auf der gleichsam horizontalen Ebene der kategorialen Logizität, sondern auch in der vertikalen Dimension. Denn wie hängen die Verstandeshandlungen qua Urteilsvollzüge mit dem zusammen, was durch die Kategorien gedacht werden soll – also mit den Empfindungen? Um diese Zusammenhangsfrage zu beantworten, wird die transzendente Deduktion aufgeboten, als deren Konkretion das Schematismuskapitel der *Kritik der reinen Vernunft* zu lesen ist.<sup>12</sup>

Man sieht, es sind Fragen des Zusammenhangs – auf der Ebene der internen Vernetzung der Kategorien und in der Dimension der Verbindung von Urteil und Empfindung. Und genau die Zusammenhangsfrage war es, die dem vorkritischen Kant und seinem aufmerksamen Schüler Herder zum Problem geworden sind. Kant antwortet auf dieses Problem mit der kritischen Wende in die Transzendentalphilosophie, während Herder, sich als Kantschüler verstehend, einen anderen Weg ging und das Problem selbst radikalisierte. Wie genau sah dieses vorkritische Zusammenhangsproblem aus?

## Kant: Unauflösliche Elementarbegriffe

Kant stößt in seiner Schrift *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral* (1764)<sup>13</sup> auf eine Problematik, der sich eine im Kern nicht mehr metaphysische Philosophie innerhalb der Tradition der Analysis unweigerlich stellen muss. Eine bedeutende, seit Descartes sich etablierende philosophische Fragestellung hat sich, in Anlehnung an das Erkenntnisideal der Mathematik, der Begriffsanalyse verschrieben.<sup>14</sup> Was an der Außenseite einer vollziehbaren Methodik der Begriffsanalyse als Zerle-

<sup>11</sup> Vgl. Kant KrV, §16 der Ausgabe B.

<sup>12</sup> Vgl. dazu: Baumanns, Peter, *Kants Philosophie der Erkenntnis. Durchgehender Kommentar zu den Hauptkapiteln der „Kritik der reinen Vernunft“*, Würzburg, 1997, S. 545.

<sup>13</sup> Kant, Immanuel, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral* (1764), in: Ders., *Vorkritische Schriften bis 1768* (Band 2), hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main,<sup>3</sup> 1981.

<sup>14</sup> Engfer, Hans-Jürgen, *Philosophie als Analysis. Studien zur Entwicklung philosophischer Analysiskonzeptionen unter dem Einfluß mathematischer Methodenmodelle im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, Stuttgart und Bad Cannstatt, 1982.

gung der Begriffsimplicate in ihre nicht mehr zerlegbaren Elementarbestände praktizierbar war, zielte auf die Etablierung einer Topik der Letztbegriffe. Eine solche sollte die Ausgangsbasis für unhintergehbare Gewissheiten sein und zugleich den Grund für eine logisch kontrollierte Grammatik zur Verfügung stellen. Bei Leibniz führte denn auch die begriffliche Analysis in das Konzept einer *ars combinatoria*. Der vorkritische Kant hat nun zwar die Tradition der philosophischen Analysis aufgenommen, aber dabei den Leibnizschen Optimismus, es führe eine solche Analyse zu einer in sich zusammenhängenden letzten Matrix, nicht auch weiterführen können. Im Gegenteil, die Untersuchung der Grundsätze führte ihn zwar durch „Zergliederung“<sup>15</sup> zu „unauflösliehen Begriffen“<sup>16</sup>, aber nicht zu einer zusammenhängenden Matrix, der eine generative Macht für die Etablierung eines philosophischen Diskurses zugesprochen werden könnte. Kant konstatiert zwei Ergebnisse seiner Begriffsanalyse.

Erstens steht er vor dem Problem, „daß es deren [unauflösliehe Begriffe, R.S.] ungemein viel geben werde“.<sup>17</sup> Anstelle also einer klaren und übersichtlichen Ordnung von unter sich verbundenen Begriffen findet Kant in der Zergliederung viele Begriffe, so dass die Methodik (Analysis) gerade das Gegenteil von dem hervorbringt, was zu entdecken sie angetreten war. Das Eingeständnis, dass dieser Vielheit „wohl unterschiedliche Elementarbegriffe zum Grunde liegen“<sup>18</sup>, zieht einen unaufgeregten Schlussstrich unter die herkömmliche analytische Tradition der Philosophie. Analysis führt zu einer tiefgreifenden Skepsis hinsichtlich der Möglichkeit wahrheitsrelevanter Aussagen, wenn nicht einmal gewährleistet ist, dass sich aus *einem* semantischen Universum heraus argumentieren lässt. Wenn die Begriffe vom Raum, von der Zeit, vom Erhabenen etc.<sup>19</sup> jeweils vollkommen anderen und untereinander nicht verbundenen Regionen angehören, dann ist nicht einzusehen, wie überhaupt zusammenhängend und mit philosophischem Wahrheitsanspruch über diese Dinge geredet werden kann. Es entsteht das Bild von insularen, nicht weiter verknüpfbaren und unübersichtlich vielen Begriffen. Kant resümiert lakonisch:

Der Fehler, den einige begangen haben, alle dergleichen Erkenntnisse als solche zu behandeln, die in einige wenige einfache Begriffe insgesamt sich zerlegen ließen, ist demjenigen ähnlich, darin die alten Naturlehrer fielen: daß alle Materie der Natur aus den sogenannten vier Elementen bestehe, welcher Gedanken durch bessere Beobachtung ist aufgehoben worden.<sup>20</sup>

<sup>15</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 748 f.

<sup>16</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

<sup>17</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

<sup>18</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

<sup>19</sup> Vgl. die Aufzählung in: Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

<sup>20</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

Zweitens geht Kant noch einen Schritt weiter. Er behauptet nicht nur, dass es zu viele und zudem miteinander unverbundene Begriffe gibt. Vielmehr gilt, dass „viele [Grundbegriffe, R.S.] beinahe gar nicht aufgelöset werden können“, und Kant gesteht: „ich wundere mich über diese Unauflöslichkeit nicht“.<sup>21</sup> Die Begründung für diese noch weitaus radikalere These bleibt seltsam blass. Es ist nur die große Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse, die zu der Unauflöslichkeit führt.

Erst im späteren Verlauf des Textes gibt Kant immerhin eine pragmatische Erklärung. Es sei die Tatsache, dass in der Philosophie die Worte ihre Bedeutung durch den „Redegebrauch“<sup>22</sup> haben, welche die Zeichen unsicher mache. In der Tat: Wenn es die fortlaufende Praxis des Redegebrauchs ist, welche die Zeichen immer wieder neu definiert, dann können sie gleichsam nicht an einem festen logischen Ort bleiben. Sie wandern mit der Redepraxis mit, aber so, dass keine Regel ihre gegenwärtige oder zukünftige Ordnung bestimmen könnte.

Mit dem Terminus des Redegebrauchs führt Kant die Zeit in die logische Analyse ein. Leibniz kannte auf der Ebene der *ars combinatoria* keine Zeit. Kant aber lässt die Oberfläche der Sprache – die Rede – auf ihre logischen Fundamente durchschlagen, und damit gerät in Bewegung und prinzipiell in Unordnung, was der metaphysischen Dimension der analytischen Philosophie immer *unverrückbar* gewesen sein musste: die Elementarbegriffe als kontinuierliche Matrix in einer logischen Topik.

Dies ist also eine vorkritische sprachphilosophische Position Kants, und es ist eine Position radikaler Skepsis über das Projekt der Philosophie als Rede in wahrheitsfähigen und geltungsrelevanten Propositionen. Nach Kant erscheint diese Rede als eine, deren Begriffe nicht definierbar sind, deren Zusammenhang nicht gegeben und deren Vielheit nicht überschaubar ist. Es ist eine Rede in Inselbegriffen<sup>23</sup>, unzusammenhängend, nicht *clara et distincta*, sondern wenn nicht sogar *obscura*, so doch zumindest *confusa*.<sup>24</sup> Es ist also eine Rede, die Herder schon in den späten 60er Jahren, Baumgartens *Aesthetica* folgend, als poetische Rede qualifiziert.

<sup>21</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 749.

<sup>22</sup> Kant, *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze*, S. 754.

<sup>23</sup> Den Terminus Inselbegriff benutzt Herder in seiner Polemik gegen Riedel, vgl. FHA 2, 250, 252 und an vielen Stellen seiner poetologischen Schriften.

<sup>24</sup> Vgl. zu dieser Terminologie: Leibniz, Gottfried Wilhelm, *Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen*, in: Ders., *Fünf Schriften zur Logik und Metaphysik*, Stuttgart, 1966, S. 8-17. – Die Begriffsdisjunktionen laufen über eine Reihe von fortlaufenden Bifurkationen: Eine Erkenntnis ist entweder klar (*clara*) oder dunkel (*obscura*); eine klare Erkenntnis ist entweder verworren (*confusa*) oder deutlich (*distincta*); eine klare und deutliche Erkenntnis ist entweder adäquat oder inadäquat, und diese letzten Möglichkeiten werden jeweils entweder intuitiv oder symbolisch dargestellt. – Diese Terminologie, mit der Leibniz Unterscheidungen systematisiert, die Descartes vorgenommen hatte, zählt zum Grundbestand der deutschen Aufklärungsphilosophie.

## Herder/Poesie: Inselbegriffe, unverbunden

Herder wird sich als treuer Schüler Kants verstehen, wenn er 1766 in seinen *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur* eine genealogische Sprachphilosophie andeutet, in welcher Machtwörter, Inversionen und vereinzelte Bilder von starker Intensität noch der zukünftigen Bändigung durch die „politische Ruhe“<sup>25</sup> der gesitteten Prosa widerstehen. Seine wenig später folgende Beschreibung der wilden Poesie Ossians als „kurz, stark, männlich, abgebrochen in Bildern und Empfindungen“<sup>26</sup>, die dem noch sinnlichen Verstand folgt und also „lebhaft Sprünge, Würfe, Wendungen“<sup>27</sup> kennt, in leidenschaftlicher Erregung bei einer Empfindung steht, um unverbunden zur nächsten Sensation zu eilen und diese in sinnlichen Deklamationen zu singen – diese Beschreibung ruht einer ähnlichen Logik auf, wie sie diejenige von Kants vorkritischer Skepsis ist. Denn bei beiden handelt es sich um insulare, unverbundene Spracheinheiten.

Einer metaphorologischen Sichtweise mag einleuchten, dass das innere Bild der Sprache trotz der so unterschiedlichen Rhetorik und Thematik bei Kant und Herder doch sehr vergleichbar ist. Denn wo Kant den Redegebrauch namhaft macht, platziert Herder seinen Sensualismus, um der pragmasemantischen These Kants eine anthropologisch-geschichtsphilosophische Konkretisierung zu geben. Die vielen unverbundenen und nicht aufzulösenden Begriffe Kants werden bei Herder zu den ursprünglichen Orten der sinnlichen Affektion, welche als poetische Rede – „die Pfeile dieses wilden Apollo“<sup>28</sup> – einer wilden Bewegung folgen. Alle spätere Polizierung der Sprache wird diese zuerst sinnliche Disparatheit der Erregung nicht von Grund auf revozieren können. Nach Herder führt denn auch die Analysis konsequent in diese so verstandene Sprachgeschichte zurück, also an die Orte einer sinnlichen Konkretheit, die sich in den Etymologien der Wörter teilweise erhalten hat. Herder nimmt damit Kants Grundeinsicht auf. Aber er deutet die Nichtanalysierbarkeit philosophischer Begriffe nicht pragmasemantisch, sondern im Horizont einer Art von Phylogenese der jeweiligen Sprache.

So ist es konsequent, dass Herder in der Einleitung seiner Schrift *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* die Begriffe auf Bildworte zurückführt und der philosophischen Sprache in toto eine metaphorologische<sup>29</sup> Analyse verordnet:

<sup>25</sup> Herder FHA 1, S. 185.

<sup>26</sup> Herder FHA 2, S. 448.

<sup>27</sup> Herder FHA 2, S. 477.

<sup>28</sup> Herder FHA 2, S. 452.

<sup>29</sup> Herder denkt nicht nur im eigenen Theorieaufbau bildbewusst, er nimmt in seiner Kantkritik ansatzweise eine Analyse der Hintergrundmetaphorik der Kantschen philosophischen Sprache vor; man könnte es eine metaphorologische Analysis in kritischer Absicht nennen. So attackiert er die These von den zwei Stämmen des menschlichen Gemüts mit dem Argument,

Der empfindende Mensch fühlt sich in Alles, fühlt Alles aus sich heraus, und drückt darauf sein Bild, sein Gepräge. So ward *Newton* in seinem Weltgebäude wider Willen ein Dichter, wie *Buffon* in seiner Kosmogonie, und *Leibniz* in seiner prästabilierten Harmonie und Monadenlehre. Wie unsre ganze Psychologie aus Bildwörtern besteht, so wars meistens *Ein* neues Bild, *Eine* Analogie, *Ein* auffallendes Gleichnis, das die größten und kühnsten Theorien geboren. Die Weltweisen, die gegen die Bildersprache deklamieren, und selbst lauter alten, oft unverstandnen Bildgötzen dienen, sind wenigstens mit sich selbst sehr uneinig. Sie wollen nicht, daß neues Gold geprägt werde, da sie doch nichts tun, als aus eben solchem oft viel schlechtern Golde ewig und ewig dieselbe Fäden spinnen.<sup>30</sup>

Herder deutet also Kants Problem anders als Kant, und gewiss meinte er, er deute es besser. Denn Kants blasses pragmasemantisches Argument wird von Herder mit dem Entwurf einer durchaus neuartigen Sprachphilosophie überboten, so dass die Unauflöslichkeit der Elementarbegriffe nicht nur eine Folge der Zeitlichkeit des Redegebrauchs ist, sondern vielmehr einer radikalen sinnlichen Verwurzelung der Sprache entspringt. So erscheint der philosophische Redegebrauch selbst schon als eine falsche Sprachbenutzung. Aus Herders Sicht kann Kant nur an der Oberfläche etwas wahrgenommen haben, was weit über die vergleichsweise kleinen Probleme philosophischer Debattenkultur hinaus die ganze Sprache trifft.

Herder nimmt in der Tat Bezug auf die philosophische Analysis:<sup>31</sup> „Analysis, strenge Analysis der Begriffe“<sup>32</sup>, ist ihm die einzig denkbare Methode der ganzen Ästhetik. Würde man derart analysieren und wären „alle unsre Begriffe in Wissenschaften und Künsten auf ihren *Ursprung* zurückgeführt“, dann „würden sich Verbindungen sondern und Sonderungen binden, wie man sie in der großen Verwirrung aller Dinge, die wir *Leben* nennen, nicht ordnet“.<sup>33</sup> Konform mit Kant findet auch Herders Analysis nicht mehr zu einer logischen Ordnung. Aber zugleich wird offenbar, dass es sich bei Herder um mehr handelt, als um einen *Redegebrauch* innerhalb der Philosophie; es handelt sich um *die große Verwirrung aller Dinge, die wir Leben nennen*.

Herders philosophische Grundintention, wie sie vor allem aus dem *Vierten Kritischen Wäldchen*, der *Sprachursprungsschrift* und in *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* hervorgeht, lässt sich als Sensualisierung der begriffslogischen Grundannahmen des Rationalismus und damit als dessen

---

dass nirgends in der Natur ein Ursprung aus zwei Stämmen bestehe; schon die Rede: *ein* Ursprung, *zwei* Stämme ist in sich widersprüchlich. Vgl. Herder FHA 8, S. 374 ff.

<sup>30</sup> Herder FHA 4, 330. – Vgl. dazu auch Borsche, Tilman, „Kritisch oder Metakritisch, Die philosophische Aktualität Herders“, in: *Herder im Spiegel der Zeiten. Verwerfungen der Rezeptionsgeschichte und Chancen einer Relektüre*, hg. v. Timan Borsche, München, 2006, S. 141.

<sup>31</sup> Vgl. dazu in der Herderforschung: Norton, Robert E., *Herder's Aesthetics and the European Enlightenment*, Ithaca und London, 1991, S. 11-50 und Simon, Ralf, *Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*, Hamburg, 1998, S. 51-72.

<sup>32</sup> Herder FHA 2, S. 301.

<sup>33</sup> Herder FHA 4, S. 252.

radikaler Gegenentwurf begreifen. Mit einem Neologismus könnte man vom Projekt einer *characteristica sensualis* sprechen. Denn Herder verortet die Genesis jeweils einer Sprache in den mit Klima und Kultur gegebenen pragmatischen Rahmenbedingungen, so dass sich Sprache über die Familiendenkart zum Stamm und dann zur Nation weiterentwickelt, dabei aber gänzlich andere Semiotisierungen der Welt vornimmt, als es in den Nachbarsprachen und ihren anderen sinnlichen Fundamenten der Fall sein kann.<sup>34</sup> Diese Individualisierung findet sogar schon bei jedem einzelnen Menschen statt, da auch die Art und Weise, wie die fünf Sinne ihr ursprüngliches synästhetisches Ineinander auslegen, jeweils verschieden ist. Die Sprache ist aufgrund dieser sinnlichen Fundierung in sowohl äußerlichen (Klima, Kultur) wie innerlichen Materialitäten der fünf Sinne „ein unendliches Feld von Verschiedenheiten“.<sup>35</sup> Welches das Wort war, das blieb und die anderen Worte bestimmte<sup>36</sup>, ist den Zufällen der Umstände geschuldet, aber stets wird ein „Sehepunkt“ einen Anfang bestimmt haben, der blieb („[...] ging jenes Wort aus, das blieb [...]“) und die nachfolgenden „Nebengesichtspunkte“ entsprechend deutete. So hängt jede Sprache bis in die feinsten Verästelungen hinein von einem individuellen Ort<sup>37</sup> und seiner individuellen Semiose ab.

Einer solchen Sprachphilosophie muss das Projekt einer philosophischen Kunstsprache, die ihre eigene begriffliche Kohärenz zu bilden versucht, suspekt erscheinen. Sprache ist grundsätzlich die Exegese ihrer sinnlichen Herkunft, selbst wenn im Zuge der Sprachentwicklung die fundierende Bildlichkeit zurückgedrängt wird und die Begriffe der Verständigkeit in den Vordergrund treten. Herder bestreitet also dem kritischen Kant die Etablierung einer Kunstsprache, eines in und aus der Philosophie etablierten Zusammenhangs der Urteile, weil er vom vorkritischen Kant auf die Spur einer Sprachphilosophie gelenkt wurde, welche die Unauflöslichkeit der Elementarbegriffe nicht betrauern und überwinden wollte, sondern vielmehr sie zu begründen den An-

<sup>34</sup> Vgl. in der *Sprachursprungsschrift* das Dritte Naturgesetz (Herder FHA 1, S. 491 ff.).

<sup>35</sup> Herder FHA 1, S. 792.

<sup>36</sup> Herder FHA 1, S. 792 f.: „Wir haben gesehen, wie die ältesten Sprachen voller Synonyme haben werden müssen, und wenn nun von diesen Synonymen dem einen dies, dem andern jenes geläufiger, seinem Sehepunkt angemessener, seinem Empfindungskreise ursprünglicher, in seiner Lebensbahn öfter vorkommend, kurz von mehrerm Eindruck auf ihn wurde; so gabs *Lieblingsworte*, *eigne Worte*, *Idiotismen*, *ein Idiom der Sprache*. Bei jenem ging jenes Wort aus; das blieb. Jenes ward durch einen Nebengesichtspunkt von der Hauptsache weggebogen; hier veränderte sich mit der Zeitfolge der Geist des Hauptbegriffs selbst -- da wurden also *eigne Biegungen*, *Ableitungen*, *Veränderungen*, *Vor- und Zusätze* und *Versetzungen* und *Wegnahmen* von ganzen und halben *Bedeutungen* -- ein neues Idiom! und das alles so natürlich, als Sprache dem Menschen Sinn seiner Seele ist“.

<sup>37</sup> Dieser *Ort* lässt sich mit Leibniz auch *Lage* nennen. Aber er ist bei Herder weder analysierbar noch durch eine Zentralmonade integriert. Individualität ist hier radikal begriffen, nämlich selbst als ursprüngliche Wurzel.

lauf nahm. Herder stellt den *Begriffen* entgegen, was die *Worte* eigentlich bedeuten.<sup>38</sup>

## Transzendentalphilosophie als Urteilstheorie

Die bislang versuchte Rekonstruktion befindet sich nun im achsendrehenden Kern des Streits zwischen Kant und Herder. Kant versucht in seiner transzendentalphilosophischen Wende zur kritischen Philosophie das skizzierte Problem des urteilslogischen Zusammenhangs in den Griff zu bekommen, während Herder eine Sprachphilosophie der Aisthesis entwickelt, die gleichsam das Problem der Inselbegriffe zum Prinzip erhebt und auf jeder Insel eine neue Sprache baut. Wo Kant philosophische *Geltung* zu denken versucht, möchte Herder seine sensualistische Philosophie des Nichtzusammenhangs zu dem Gedanken der *Anerkennung* oder wie er es nennt: zur *Humanität*, als dem Wissen um die unhintergehbare Verschiedenheit, führen. Die Wege trennen sich, weil sich der ganze Bau der Wertungen unterscheidet. Für Kant muss Herder ein delirierender, den Bildern verfallener Wirrkopf sein, für Herder erfindet Kant eine Philosophie, die als pures Luftschloss von losgelösten Begriffen gleichwohl eine nahezu terroristische Gewalt ausübt. Blicken wir zunächst auf Kant.

Peter Baumanns schreibt in seinem umfangreichen Kantkommentar bündig: „Die *Kritik der reinen Vernunft* ist eine einzige, aus dem apperzeptionslogischen Standpunkt unternommene Urteilstheorie“.<sup>39</sup> Als Urteilstheorie muss sie die Begründung wahrheitsrelevanter Propositionen aus dem Zusammenhang sowohl sich gegenseitig stabilisierender Logizität leisten als auch den Bezug auf die ausgesagten Sachverhalte begründen können. Kants berühmte Frage, *wie synthetische Urteile a priori möglich* seien, geht auf die Möglichkeit von begrifflicher Synthesis hinsichtlich ihrer allgemeinen Struktur zurück. Das Adverb „a priori“ bezieht sich nicht auf eine apriorische Sphäre, in der Synthesis möglich sein soll, sondern darauf, ob überhaupt Synthesis begründbar ist.<sup>40</sup> Kant fragt nach dem Zusammenhang erstens von Urteilshandlungen unter sich und zweitens nach der Relevanz solcher Urteilshandlungen für das in ihnen Ausgesagte, wobei er diese beiden Aspekte in der Deduktion nur begrün-

<sup>38</sup> Herder Begriffsklärungen gehen sehr oft, zumal bei zentralen Begriffen, den Weg einer etymologischen Recherche, vgl. z.B. Herder FHA 8, S. 320, S. 373, S. 402 ff. – Eine kleine Theorie der Etymologie liefert Herder in der *Sprachursprungsschrift*: Herder FHA 1, 752 ff.

<sup>39</sup> Baumanns, *Kommentar*, S. 72.

<sup>40</sup> Die Paraphrasen der Grundfrage lauten also: Wie sind synthetische Urteile im Allgemeinen möglich? Wie sind synthetische Urteile strukturell möglich? Die Frage lautet nicht: Wie sind in einem apriorischen Begriffsraum synthetische Urteile möglich?

dungsanalytisch trennt, sie aber im Urteilsakt als in sich einige Einheit denkt. Das landläufige Missverständnis, es ginge Kant um die Konstitution einer reinen Sphäre transzendentaler Subjektivität in ihrer Funktion, eine Begründungsinstanz für die Geltungsansprüche empirischer Subjekte bereit zu stellen, liest nicht nur das „a priori“ fälschlich als Adjektiv (synthetisch-apriorische Urteile), es hypostasiert vielmehr eine nur funktionale, nämlich urteilslogische Subjektsleistung zu einer eigenen Position.

Natürlich lässt sich hier der Aufbau von Kants kritischer Erkenntnistheorie nicht darstellen. Gleichwohl liegt aber das Grundgerüst dieser Urteilstheorie klar zutage. Kant leitet eine in sich zusammenhängende Kategorientafel her, die er doppelt rechtfertigt.<sup>41</sup> In der objektiven Deduktion wird nachgewiesen, dass diese Kategorien alle Erfahrungsurteile logisch zu verantworten haben, so dass Erkenntnis darin besteht, die so gedeutete Erfahrungswelt *dann* als in der Erscheinung denkgesetzlich fokussierte Erfahrung zu haben, *wenn* diese Urteile als in den Anschauungsformen von Raum und Zeit dargestellte realisiert werden. Es handelt sich hier also um die eigentliche geltungstheoretische Grundlegung der Kantschen Urteilstheorie. In der subjektiven Deduktion wird nachgewiesen, dass und wie diese Kategorien im Vermögensapparat integriert sind, also im menschlichen Gemüt einen funktional definierten Platz haben. In diesem Sinne kann man die subjektive Deduktion auch als Erörterung der Frage „wie ist das Vermögen zu denken selbst möglich?“<sup>42</sup> verstehen.<sup>43</sup>

Beiden Deduktionen bleibt ein Vermittlungsproblem aufgegeben. Die objektive Deduktion der Kategorien steht vor dem Hiatus zwischen reiner logischer Kategorialität einerseits und anschaulich gesättigter Erfahrung andererseits. Wie also können Kategorien sich gleichsam zur Realität der Erfahrung hin verkörpern? Die subjektive Deduktion steht vor einer anderen Variante desselben Hiatus, indem sie die oberen rein logischen Vermögen des Menschen mit den unteren rein sinnlichen Vermögen zu vermitteln hat.

Beide Vermittlungsprobleme sollen durch das Schematismuskapitel der *Kritik der reinen Vernunft* gemildert werden. Denn das Schema besorgt einerseits die regelgesteuerte Verbildlichung der reinen Denkformen – als „Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff“<sup>44</sup> – und ist andererseits als Produkt der Einbildungskraft<sup>45</sup> eine „verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele“<sup>46</sup>, um Verstandesbegriff und Sinnlichkeit durch „ein Drittes“<sup>47</sup> zu verbinden. Aus dieser Aufgabenbestimmung, die zu Beginn des

<sup>41</sup> Zur Unterscheidung in objektive und subjektive Deduktion vgl. die Vorrede zur Auflage von 1781, A XVI f.

<sup>42</sup> Kant KrV, A XVII.

<sup>43</sup> Vgl. zur Deutung dieser Begrifflichkeit im Gesamtzusammenhang der Deduktion Baumanns, *Kommentar*, S. 397 ff.

<sup>44</sup> Kant KrV, B 176.

<sup>45</sup> Kant KrV, B 181 u.ö.

<sup>46</sup> Kant KrV, B 181.

<sup>47</sup> Kant KrV, B 177.

Schematismuskapitels gegeben wird, erhellt, dass es sich dabei eigentlich noch um einen Teil der Deduktionsproblematik handelt. Soll nämlich die Deduktion nachweisen, inwiefern die Kategorien sowohl Anwendungs- wie Geltungsrelevanz für Erfahrungserkenntnis haben, dann muss notwendigerweise die Vermittlung des angedeuteten doppelten Hiatus zum Kernbestand der Deduktion gehören, weil ohne diese Vermittlung nicht erklärt werden könnte, „wie sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehen können“<sup>48</sup> – so Kants Definition der Aufgabe der transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. In der Tat spricht schon der §24 der B-Ausgabe von der Notwendigkeit einer *figürlichen Synthesis* und bringt damit inmitten des Argumentationsganges zur Deduktion das Thema des Schematismuskapitels zur Sprache.

Um überhaupt die Notwendigkeit einer Schematisierungsfunktion innerhalb einer Urteilstheorie einsehen zu können, muss man sich bewusst machen, in welchem Umfange Kant den Begriff des Urteils neu denkt. Nach herkömmlichem Verständnis werden in Urteilen Begriffe durch eine semantische Brücke verknüpft, die aus den ihnen gemeinsamen Begriffsimplikationen besteht und im Urteil durch die Verbindung (im Satz: das Verb) angegeben wird. Kant bestreitet dieses Verständnis des Urteils zu Beginn des §19 rundheraus: „Ich habe mich niemals durch die Erklärung, welche die Logiker von einem Urteile überhaupt geben, befriedigen können: es ist, wie sie sagen, die Vorstellung eines Verhältnisses zwischen zwei Begriffen“.<sup>49</sup> Sein Argument lautet, „daß, worin dieses Verhältnis bestehe, hier nicht bestimmt ist“.<sup>50</sup> Urteilen besteht also nicht darin, dass man Begriffe verknüpfe oder ihre Verhältnisse zurechtrücke, denn – so Kant – wenn man nur Begriffe nennt und sie verknüpft, dann hat man nichts erkannt, außer der leeren Verhältnisbestimmung semantischer Konventionen. Man hätte eine semantische Brücke gebaut, aber welche Relevanz sie für das Vorhandene hat, ist damit keinesfalls dargetan, denn nichts versichert, dass sich die Erscheinungswelt danach richtet, was in den Begriffen und ihrer nur internen Verknüpfbarkeit als möglich vorgestellt wird.<sup>51</sup> Vielleicht ist es gerade die nicht mehr kontrollierbare sprachliche Eigendynamik, die Kant dazu führt, sich von der herkömmlichen Urteilstheorie abzuwenden. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an den §50 der Jean Paulschen *Vorschule der Ästhetik*, in dem die Metapher als Bezeichnung der Verhältnisse und nicht der Gegenstände definiert wird.<sup>52</sup> Sich von einem solchen Verständnis der Sprache und des Urteilens abwendend findet Kant vielmehr

<sup>48</sup> Kant KrV, B 117.

<sup>49</sup> Kant KrV, B 140.

<sup>50</sup> Kant KrV, B 141.

<sup>51</sup> Es sei hier bemerkt, dass an diesem sehr wesentlichen Punkt der Kantschen Philosophie ein in der Sache weitgehender Konsens mit Herder besteht. Wenn Herder Kant vorwirft, er argumentiere nur aus leeren Begriffen, dann mag dies für die Begriffsarbeit der Transzendentalphilosophie zwar gelten, nicht aber für das, was nach Kant ein sinnvolles Urteilen ist.

<sup>52</sup> Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik*, in: Ders., *Sämtliche Werke*, hg. v. Norbert Miller, München<sup>4</sup>1980, 1. Abtl., Bd. V, S. 184.

daß ein Urteil nichts andres sei, als die Art, gegebene Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperzeption zu bringen. Darauf zielt das Verhältniswörtchen ist in denselben, um die objektive Einheit gegebener Vorstellungen von der subjektiven zu unterscheiden. Denn dieses bezeichnet die Beziehung derselben auf die ursprüngliche Apperzeption und die notwendige Einheit derselben, wenn gleich das Urteil selbst empirisch, mithin zufällig ist, z.B. die Körper sind schwer.<sup>53</sup>

Ein Urteil macht also eine Aussage über Objekte der Erscheinungswelt, es erhebt, indem es vollzogen wird, den Anspruch, über ein tatsächliches Vorhandensein etwas auszusagen. Das Urteil ist grundsätzlich Erfahrungsurteil.

Man wird nicht fehlgehen, diese Kritik des herkömmlichen Urteils als Folge derjenigen philosophischen Skepsis zu deuten, die aus dem oben beschriebenen Zerbrechen der Voraussetzungen der philosophischen Analysis resultierte. Solange eine stabile Zuordnung von Begriffstopik und ontologischer Ordnung angenommen werden konnte, war Begriffsanalyse unmittelbar erkenntnisrelevant. Ab dem Moment aber, ab dem in Kants vorkritischer Begriffsanalyse das Problem der unverknüpfbaren und isolierten Grundbegriffe infolge der Zeitdimension des Redegebrauchs auftauchte (s.o.), war weder der Begriffszusammenhang als solcher, noch auch seine Erkenntnisrelevanz für wahrnehmungsbezogenes Urteilen gesichert. Weil Kants Begriffsanalyse die Leibnizsche *characteristica universalis* im Kern aufgespalten hat, kann für ihn Urteilen nicht mehr im Verknüpfen gesicherter Begriffe bestehen. Man muss gewissermaßen nun jedes Mal nachschauen, ob ein Urteil richtig ist. Weil sich diesem Nachschauen das Problem stellt, wie überhaupt rein kategoriale Bestimmungen rechtfertigungspflichtig Wahrnehmungen subsumieren können, bringt Kant den Schematismus als die Form ins Spiel, in der sich der Verstand dieses Nachschauen zu seinen Bedingungen zubereitet.

Nur unter diesen urteilslogischen Prämissen stellt sich also das Schematismusproblem. Eine Urteilstheorie, die sich damit begnügt, Begriffe als solche zu verbinden, braucht nur in das zugrunde liegende Lexikon zu schauen. Aber eine Urteilstheorie, die sich kategoriengeleitet dem in den Anschauungsformen von Raum und Zeit Gegebenen so zuwendet, dass dieses Gegebene einheitslogisch apperzipiert wird, muss eine Übergangsstufung von der Punktualität des begleitenden *Ich-denke* (§16) über die Explikation des Denkens in Kategorien bis hin zur Anschauung plausibel machen. Hier ist der Ort für das, was zuerst *figürliche Synthesis* (§24) genannt wird und dann *Schema*. Denn wie kann man Kategorien, die der Spontaneität des Denkens unterstehen, mit der Rezeptivität der Anschauung zusammen bringen? Wie kann man die Logizität mit dem Material verbinden?

Auf der Ebene der vermögenstheoretischen subjektiven Deduktion setzt Kant die Einbildungskraft ein, die als zur Sinnlichkeit gehörige passiv ist, aber Spontaneität besitzt, weil sie Synthesis ausübt (s. bes. §24). Auf der Ebene der objektiven Deduktion entwickelt er eine Plausibilisierung, die man sich zu-

<sup>53</sup> Kant KrV, B 141 f.

nächst anhand einer simplen Beobachtung vor Augen führen kann. Offenkundig können wir das Wort *Linie* nicht sagen, ohne in Gedanken eine Linie zu ziehen;<sup>54</sup> dasselbe gilt für das Wort *Kreis*. Aber auch, wenn wir einen Satz mit *Baum* oder mit *Haus* bilden, werden wir immer sofort ein schematisches Vorwegidentifizierungsmuster aufrufen, um einen Baum oder ein Haus quasi als Modell jeder möglichen Konkretisierbarkeit für alle Exemplare von Bäumen oder Häusern deshalb zu haben, um es dann zielgenau im Urteilsakt nach beiden Richtungen zugleich – Urteilslogik und Anschauungskonkretion – zu realisieren oder besser: darzustellen. Diese Schematisierung ist nun nicht als eine nur psychologische Krücke, die der Verstand sich gibt, zu verstehen. Es handelt sich vielmehr um eine transzendente Grundbestimmung, die aus der Anschauungsbezogenheit des Urteilsaktes erwächst; genau genommen, *ist* das Schema diese Anschauungsbezogenheit.

Dass die Schematismusfrage in der *transzendentalen Doktrin der Urteilskraft* abgehandelt wird zeigt, dass es hier um die *wie*-Frage der Deduktion geht. *Wie* können die Kategorien anschauungsbezogen werden? Die Urteilskraft ist für die Anwendung zuständig, sie gibt Ausführungsregeln, sie regelt in ihrer transzendentalen Funktion den Gebrauch der Kategorien. Kant kann nichts Neues einführen, da die Spontaneität des Denkens sich ihr Procedere durch fortgesetzte selbstreflexive Eigenauslegung geben muss. Also muss das gesuchte Verbindungsglied aus den Implikationen des Denkens resultieren. Der zum Schematismus führende Gedanke ist deshalb von einer überraschenden Einfachheit. Kant legt letztlich nur aus, was passiert, wenn die Funktion des Regelgebens (Urteilskraft) sowohl anschauungskorrelativ als auch zeitgebunden prozediert:

In der Tat liegen unsern reinen sinnlichen Begriffen nicht Bilder der Gegenstände, sondern Schemate zum Grunde. Dem Begriffe von einem Triangel überhaupt würde gar kein Bild desselben jemals adäquat sein. [...] Das Schema des Triangels kann niemals anderswo als in Gedanken existieren, und bedeutet eine Regel der Synthesis der Einbildungskraft, in Ansehung reiner Gestalten im Raume. [...] Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Tieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. [...] So viel können wir nur sagen: das *Bild* ist ein Produkt des empirischen Vermögens der produktiven Einbildungskraft, das *Schema* sinnlicher Begriffe (als der Figuren im Raume) ein Produkt und gleichsam ein Monogramm der reinen Einbildungskraft a priori, wodurch und wonach die Bilder allererst möglich werden, die aber mit dem Begriffe nur immer vermittelt des

<sup>54</sup> Diese Formulierung findet sich in der *Kritik der reinen Vernunft* an fünf Stellen: B 137 f., B 154 (zweimal), B 203, B 292.

Schema, welches sie bezeichnen, verknüpft werden müssen, und an sich demselben nicht völlig kongruieren.<sup>55</sup>

Es entstehen Exemplifikationsanweisungen für anschauungskonkret zu füllende Erfahrungen. Es handelt sich hierbei nicht um Bilder, sondern um regelgesteuerte Vorzeichnungen ikonischen Charakters. Denn das Schema ist als Schematisierung ein Prozess, kein fertiges Bild. Es ist ein inneres Zeichnen, welches die Kategorie in Zeit übersetzt und Zeit als raumentwerfende Funktion – am reinsten vorgestellt im Linienziehen – skizziert. Letztlich ist es immer nur die Einheit der Apperzeption, welche als sich bewegender Gegenwärtspunkt stets die logische Bestimmung in den Zeitverlauf mitnimmt und dabei die Skizze vollzieht, welche von der Anschauung gefüllt wird. Die Schemata sind die sinnlichen Realisationsmodi der Kategorien im inneren Sinn.<sup>56</sup> Weil Kant notwendig eine „strukturelle Harmonie“<sup>57</sup> bzw. eine „innere Gleichartigkeit der Zeit“<sup>58</sup> bei Anschauung und Denken im höchsten Punkt der Einheit der Apperzeption zugrunde legen muss, kann er die Regelgebung in der Anwendung der Kategorien so denken, dass die im inneren Zeichnen der Kategorie geschehende Bewegung mit ihrer gleichzeitigen Auffüllung durch Anschauung identisch ist. Die Anschauung geht in die Form des Schemas ein, weil die Kategorie sich durch die Urteilskraft formiert hat. Die Zeitlichkeit des inneren Zeichnens als Übersetzung des Logischen in die Bewegung des idealen Skizzierens ist identisch mit der Zeitlichkeit, in der die Anschauung das Gegebene in die Skizze eingehen lässt. Kant:

Dagegen ist das Schema eines reinen Verstandesbegriffs etwas, was in gar kein Bild gebracht werden kann, sondern ist nur die reine Synthesis, gemäß einer Regel der Einheit nach Begriffen überhaupt, die die Kategorie ausdrückt, und ist ein transzendentes Produkt der Einbildungskraft, welches die Bestimmung des inneren Sinnes überhaupt, nach Bedingungen ihrer Form (der Zeit), in Ansehung aller Vorstellungen, betrifft, so fern diese der Einheit der Apperzeption gemäß a priori in einem Begriff zusammenhängen sollten.<sup>59</sup>

Und derselbe Gedanke noch einmal gegen Ende des Kapitels in ebenso lakonischer Präzision:

Hieraus erhellet nun, daß der Schematismus des Verstandes durch die transzendente Synthesis der Einbildungskraft auf nichts anders, als die Einheit alles Mannigfaltigen der Anschauung in dem inneren Sinne, und so indirekt auf die

<sup>55</sup> Kant KrV, B 180 f. In dieser Passage ist nicht in jedem Moment die Differenz von Bild und Schema klar. Dem genauen Blick zeigt sich aber: „ein jedes mögliche Bild“ ist eine Paraphrase von *Schema*. Dasjenige Schema, was man sich von einem Hund überhaupt bildet, ist ein für jeden möglichen Hund mögliches Bild. Eine empirische Konkretisierung eines jeden-möglichen-Bildes (i.e.: Schema) ist ein tatsächliches Bild. Für einen kurzen Moment benutzt Kant das Wort *Bild* äquivok.

<sup>56</sup> Vgl. Kant KrV B 185 f.

<sup>57</sup> Vgl. Baumanns, *Kommentar*, S. 549.

<sup>58</sup> Vgl. Baumanns, *Kommentar*, S. 548.

<sup>59</sup> Kant KrV, B 181.

Einheit der Apperzeption, als Funktion, welche dem innern Sinn (einer Rezeptivität) korrespondiert, hinauslaufe.<sup>60</sup>

Ich resümiere: Zu den vielfältigen Gründen, die Kant zu seiner kritischen Transzendentalphilosophie geführt haben, gehörte die aus der philosophischen Analysis der Begriffe entspringende Atomisierung der begrifflichen Matrix und damit die sich abzeichnende Unmöglichkeit philosophisch relevanter Propositionen. Die kritische Wende Kants lässt sich aus der hier eingenommenen Perspektive als der Versuch deuten, eine Urteilstheorie zu entwickeln, welche dieser Gefahr nicht unterliegt. Kant findet diese Urteilstheorie in der *Kritik der reinen Vernunft*, indem er die transzendente Einheit der Apperzeption als den höchsten Punkt seiner Philosophie<sup>61</sup> in einem mehrgliedrigen Beweisgang bestimmt: als durchgängige Identität des *Ich-denke* in allen Vorstellungen<sup>62</sup>, als Explikation des *Ich-denke* in die logische Struktur der Denkgesetze (Kategorien)<sup>63</sup>, als Explikation des *Ich-denke* in seiner Selbstdarstellung in der Anschauung vermöge des Schematismus. Weil also die transzendente Apperzeption als das „reine ursprüngliche, unwandelbare Bewußtsein“<sup>64</sup> der einheitliche *Standpunkt*<sup>65</sup> ist, als dessen Selbstexplikation die *Kritik der reinen Vernunft* sich entwickelt, ist damit die Garantie des Zusammenhangs der Kategorien als solcher gegeben. Und weil Kants Urteilstheorie den Sachgehalt des Urteilens nicht begriffsexplikativ, sondern erfahrungssubsumtiv bestimmt, ist ebenfalls der Zusammenhang zwischen Urteilshandlung und Erfahrungswelt garantiert. Kants transzendentalphilosophische Urteilstheorie bewältigt die urteilstheoretischen Aporien seiner vorkritischen Philosophie.

Blickt man von diesem Ergebnis der Interpretation auf Herder, so stellt sich eine Irritation ein. Der kritische Kant betont die Erfahrungsbezogenheit der Urteile. Nichts anderes tut Herder, wenn er Spekulation aus reinen Begriffen als pure Luftschlösser ablehnt. Zunächst ist also eine Nähe zu konstatieren, und es wird von hier aus zum Problem, die Notwendigkeit dieses Streits beider Kontrahenten einzusehen. Gehen wir also zu Herder zurück. Und dies heisst: Zu rekonstruieren ist, wie Herder, indem er Kants vorkritische Begriffsanalyse zu einer Sprachphilosophie weitertreibt, eine Theorie gewinnt, mit der er Kants Urteilstheorie übertrumpfen zu können meinte. Implikat dieser Überlegungen wird die Frage sein, ob Herder Kant überhaupt verstanden hat bzw. ob er ihn nicht notwendig, von seinem *Standpunkt* aus, missverstehen musste.

<sup>60</sup> Kant KrV, B 185.

<sup>61</sup> Kant KrV, B 134: „Und so ist die synthetische Einheit der Apperzeption der höchste Punkt, an dem man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und, nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muß, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst“.

<sup>62</sup> Kant KrV, B §16.

<sup>63</sup> Kant KrV, A 401: „Die Apperzeption ist selbst der Grund der Möglichkeit der Kategorien, welche ihrerseits nichts anderes vorstellen, als die Synthesis des Mannigfaltigen der Anschauung, sofern dasselbe in der Apperzeption Einheit hat“.

<sup>64</sup> Kant KrV, A 107.

<sup>65</sup> Zum Begriff des Philosophierens aus einem Standpunkt heraus: Baumanns, *Kommentar*, S. 71-86.

## Herder: Erfahrungssätze

Nicht von Erfahrungsurteilen spricht Herder, sondern, gegen Kant, von Erfahrungssätzen. In der Abhandlung *Über Bild, Dichtung und Fabel* (1787) taucht der Terminus auffallend oft auf.<sup>66</sup> In Herders Fabeltheorie ist das Epimythion höchstens sekundär eine moralische Maxime, vor allem aber ist es ein *Erfahrungssatz*, der eine anhand eines Tiercharakters vorgestellte Situation induktiv resümiert. Kants *Erfahrungsurteil* steht zweifelsohne im Anspielungshintergrund dieser Herderschen Poetik. Die Fabel stellt ein Tier vor, also erzählt sie ein Bild; und sie resümiert diese Vorstellung, also erzeugt sie einen ans Bild gebundenen Satz. Nicht Urteil, sondern Satz; nicht Schema, sondern Bild; nicht Begründungsgang, sondern Narration; nicht transzendente Einheit der Apperzeption als Standpunkt, sondern der gegebene Fall des menschlichen Lebens; nicht strukturierte Diskursivität (i.e.: zeitliche Auseinanderlegung), sondern anschauende Erkenntnis.<sup>67</sup> Das ist die Serie von präzisen Oppositionen zwischen Kant und Herder, wenn man den Aufsatz *Über Bild, Dichtung und Fabel* aus dem Kontext der späteren *Metakritik* liest.

Die Poetik der Fabel hat in Herders Gedankengebäude weitreichende Dimensionen. Das Konzept einer Fabelsammlung ist ein anthropologisches.<sup>68</sup> In seinen Gesprächen *Über die Seelenwanderung*<sup>69</sup> spekuliert er im Rahmen einer „Anthropogenese und Palingenese der Tiere zu Menschen“ über die Möglichkeit, „daß jeder Mensch einen Tiercharakter habe“ und folglich der „Fond unsrer sinnlichen Kräfte und Charakterzüge [...] tierisch sei“. Wenn nun die Fabeln mehr sind als bloße Exempelerzählungen für moralische Sätze, nämlich: Wenn sie ausgehend von Beobachtungen von Tieren einen Erfahrungssatz formulieren, dann sind Fabelsammlungen die Sammlungen der Verwandlungsformen von tierischen Verhaltensweisen in menschliche, nämlich sprachliche Erfahrungsschätze. Gegen die rationalistische Fabelpoetik des 18. Jahrhunderts versucht Herder, aus den Fabeln die Anthropogenese des menschlichen „Fonds“ aus seinen tierischen Erteilen zu entziffern. In diesem Sinne ist die zentrale Sprachursprungsszene, in der sich das Blöken des Lamms vom Gegenstand löst und zur für den Menschen identifizierenden Eigenschaft des Lamms wird, nichts weiter als eine prototypische Fabel.

Der Mensch, der vor dem Sprachursprung noch ganz auf den Gegenstand hin geworfen ist, löst sich von ihm, indem er ihn mit einem Merkzeichen versieht. Daraus entstehen Sprache und nach weiteren Schritten Erfahrungssätze, als konkrete Folge einer tiefgehenden Verwandlungsfähigkeit. Fabeltheorie ist

<sup>66</sup> Herder FHA 4, S. 648, 656, 657, 662, 663, 664, 665, 666, 669.

<sup>67</sup> Herder FHA 4, S. 664.

<sup>68</sup> Vgl. den folgenden Gedanken ausführlicher in Simon, *Das Gedächtnis der Interpretation*. S. 288-316.

<sup>69</sup> Herder FHA 4, S. 425-473, bes. S. 458 f.

aus diesem Kontext heraus als Sprachphilosophie zu rekonstruieren. Versteht man den Terminus Erfahrungssatz in diesem Sinne, dann erwächst erneut ein Gegenkonzept zu Kants Urteilstheorie. Denn Sprache kommt hier nicht aus einer Sphäre der Apriorität auf die Empirie zu, sondern sie ist die humane Transformation einer Palingenesie des Menschen aus Tieren. So sehr ist der Mensch mit der Welt verwoben, dass seine Erfahrungssätze an die tierische Mimikry gebunden sind und quasi stets als an das Bild eines Tieres gebunden gedacht werden müssen. Zwar muss sich der Mensch diesem tierischen Erbteil entwinden, aber eben dies ist auch der Grund dafür, dass sich „im menschlichen Leben das Urteil verwirrt“, wenn es „den Tiercharakter und die Tiersitten bis zu einem gewissen Grade auslöscht“.<sup>70</sup>

Herder geht also auch aufgrund seiner Fabelpoetik von der prinzipiellen Bildlichkeit der Sprache aus. Er denkt sie als komplexes Übertragungsgeschehen, welches mannigfach zwischen Subjekt und Welt vermittelnd gespannt ist. *Mannigfach* will heißen: Mit seinen fünf Sinnen ist der Mensch mit der Welt so verbunden, dass er spezifisch in sie hineinwächst bzw. sie in ihn. Der Mensch sieht Gegenstände, aber aus der Übertragung des Tastsinns in den Sehsinn erzeugt er das Urteil, dass das Gesehene nicht zweidimensional sei, sondern aus massiven dreidimensionalen Körpern besteht.<sup>71</sup> Diese Übertragung nennt Herder Urteil oder Schließen.<sup>72</sup> Es handelt sich um ein vorlinguistisches und sensitives<sup>73</sup> Urteilen, um eine unwillkürliche Handlung aus der Einigkeit des *sensorium commune*<sup>74</sup> heraus. Der Mensch hört Laute und überträgt ebenfalls, indem er das durch Sehen und Fühlen konstituierte lautlich qualifiziert und also „jeden Sinn sprachfähig“ macht.<sup>75</sup> Diese drei Hauptsinne beziehen sich also doppelt: auf die Welt, aber auch jeweils auf sich.

<sup>70</sup> Herder FHA 4, S. 459 (Zitat von mir leicht umgestellt und anders flektiert, jedoch nicht sinntstellt).

<sup>71</sup> Vgl. hierzu die zentralen Passagen im *Vierten Kritischen Wäldchen*: Herder FHA 2, S. 289 ff.

<sup>72</sup> Z.B. Herder FHA 2, S. 254, 274 f., 290, 297 u.ö. Vgl. auch: „Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne“ (Herder FHA 1, S. 744). Auch das Wort *verknüpfen* wird man als Terminus der Urteilstheorie lesen können.

<sup>73</sup> Zu unterscheiden sind die Begriffe des Sensuellen und des Sensitiven. In sensitiven Vorstellungen ist nicht nur das Sensuelle der fünf Sinne vorhanden. Vielmehr spielen auch die Leistungen der unteren Erkenntnisvermögen eine Rolle. Sensitive Vorstellungen sind reichhaltig, sie haben eine Vielzahl von Verknüpfungsmodi. Franke (1972, S. 38 f.) bringt sensitiv mit einer Formulierung von Bouhours zusammen, nämlich dass es darum gehe, sich in einem „bon sens vif et brillant“ auszudrücken. Weil das Sensitive sowohl vom Sensuellen wie auch von den intellektuellen Vermögen unterschieden ist, gleichwohl aber an den unteren Erkenntnisvermögen teilhat und folglich Erkenntnisfunktion besitzt, spricht Herder von seiner reichen und prägnanten Vieldeutigkeit (SWS IV,132). Vgl. zum Begriff *sensitiv* Franke, Ursula, *Kunst als Erkenntnis. Die Rolle der Sinnlichkeit in der Ästhetik des Alexander Gottlieb Baumgarten*, Wiesbaden, 1972, S. 37-50 u.ö.

<sup>74</sup> Den inneren Sinn nennt Herder auch „Gepräge“ (FHA 4, 635 u.ö.), um zu kennzeichnen, dass das Gesamt der sinnlichen Urteilshandlungen sowohl ein Zustandekommendes als auch ein wiederum aktiv Prägendes ist.

<sup>75</sup> Herder FHA 1, S. 747.

Dieser Bezug ist strukturell gegeben, aber in concreto sensationsabhängig. Die synästhetischen Verknüpfungen sind individuell<sup>76</sup> verschieden, induziert sowohl durch äußere Einflüsse als auch durch innere Aktivität (modern gesprochen: durch synaptische Verschaltungen entsteht Neuroplastizität). Der innere Sinn ist also sowohl innerlich, quasi in sich selbst querverstrebt und synästhetisch<sup>77</sup> verknüpft, als auch äußerlich an die Weltgegenstände angeformt. Diese Sinnlichkeit, die durch ihre interne urteilskonforme Übersetzungstätigkeit schon in sich intelligibilisiert ist, kommt in der Sprache dann zu sich, wenn deren innere Merkmalsstruktur ihrerseits aktiv-unterscheidend tätig wird, um in der Welt im qualifizierenden *Als Etwas-als-Etwas* herauszuheben, also von der Umgebung zu unterscheiden.

Derart ist die Sprache mehrfach ikonisch gebunden. Die Gegenstände gehen einerseits schon bildförmig in das menschliche Gemüt ein: als Tastform, als Lautbild und als Gedichtseindruck. Durch interne sensitive Urteilshandlungen werden diese Protobilder durch Merkmale kodiert: Es kommen gleichsam die Zeichen zu den Repräsentationen hinzu wie in der adamitischen Szene die Namen zu den Dingen. Herder ist hier allerdings komplexer, denn letztlich werden schon Tastform, Lautbild und Gesichtseindruck durch die gegenseitige synästhetische Übertragung einander zu Zeichen. Sind also diese an sich schon ikonischen Elemente im inneren Sinn verkoppelt worden und hat sich die Merkmalsordnung etabliert, dann geht diese aktiv-unterscheidend nach außen und konstituiert das Vorstellungsbild durch zeichenhafte Unterscheidungen. Der Mensch sieht etwas *als* etwas, weil er spricht und er spricht, weil er in der Lage ist, aufgrund seines inneren sensitiven Urteilszusammenhangs dasjenige, was aus der Welt auf ihn zukommt, über hervorstechende Merkmale zu erkennen und zu artikulieren. In dieser Theorieformation sind Bild und Sprache offenkundig mehrfach vermittelt. Als Protobilder wandern sensorische Reize in den inneren Sinn ein und dort werden sie semiotisiert, damit die semiotische Funktion manifeste Vorstellungsbilder erzeugen kann.

Der kurze Abriss von Herders sensualistischer Theorie macht deutlich, dass man diesen ganzen komplexen Übertragungsmechanismus durchaus als Schematisieren bezeichnen kann. Herder benutzt das Wort

<sup>76</sup> Herder hat eine starke Theorie der Individualität, und es wären viele Stellen zu zitieren; stellvertretend eine Passage, in der Herder von den Tieren handelt: „Wenn keine Menschliche Seele mit der andern völlig dieselbe ist: so ist auch bei ihren Wesen vielleicht auch eine unendlich veränderte und modifizierte Mischung von Kräften möglich, die noch alle zu ihrer Summe eine gleiche Anzahl von Realität haben können. Diese innere Verschiedenheit wäre es alsdenn, die sich nachher durch den der Seele Harmonisch gebildeten Körper das ganze Leben hin äussert, da bei diesem der Körper über die Seele, bei jenem die Seele über den Körper, bei diesem *der* Sinn über jenen; bei einem andern *die* Kraft über eine andre herrschet. Auch in der Ästhetischen Natur ist also die unendliche Mischung und innere Verschiedenheit möglich, die die Schöpfung im Bau aller Wesen bewiesen“. (Herder FHA 2, S. 273 f.)

<sup>77</sup> Zum Zusammenhang von Synästhesie und Individualität vgl. Simon, *Gedächtnis der Interpretation*, S. 69-71.

*Metaschematisieren*<sup>78</sup> und geht damit nicht allein wortsemantisch so über Kant hinaus, wie er dessen Kritik durch eine Metakritik zu überbieten trachtete. Metaschematisieren heißt umbilden oder umformen. Es geht also nicht, wie bei Kant, um ein kategoriengeleitetes inneres Skizzieren, in dem sich die transzendente Einheit der Apperzeption in ihrer Eigenschaft als produktive Einbildungskraft selbst affiziert, um sich auf die Anschauung hin zu formen. Herder spricht von einem Umbilden, einem gänzlichen Übertragen:

Hieraus ergibt sich, daß unsre Seele, so wie unsre Sprache, beständig allegorisiere. Indem sie nämlich Gegenstände als Bilder sieht oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingepägt sind, solche in Gedankenbilder verwandelt; was tut sie anders, als übersetzen, als *metaschematisieren*? Und wenn sie diese Gedankenbilder, die bloß ihr Werk sind, jetzt durch Worte, durch Zeichen fürs Gehör sich aufzuhellen und andern auszudrücken strebet; was tut sie abermals anders, als übersetzen, als *allösieren*? Der Gegenstand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das Gesicht mit dem Namen so wenig gemein, daß sie gleichsam nur durch unsre Wahrnehmung, durch die Empfindung eines viel-organisierten Geschöpfs, das durch mehrere Sinne *Mehreres auf Einmal* empfindet, an einander grenzen.<sup>79</sup>

Man sieht sofort, dass diesem Konzept die Ausgangslage, infolge der philosophischen Analysis auf eine Begriffslandschaft von unverbundenen Inselbegriffen zu stoßen, nicht verloren gegangen ist. Immer noch sind es vollkommen eigene Gebiete, von denen Herder hier ausgeht: die fünf Sinne in ihrer Verschiedenheit, die entgegenstehende Welt, die innere Sprachtätigkeit, die radikale Individualisierung der menschlichen Semiosen. Aber Herder denkt, gleichursprünglich mit diesen Differenzen, eine Einheit. Der innere Sinn ist sofort und unmittelbar ein ständiges Übertragen; er konstituiert sich als diese Tätigkeit. Sprache ist also ein notwendiger *Zusammenhang* notwendig *getrennter* insularer Regionen.<sup>80</sup>

<sup>78</sup> Vgl. Herder FHA 4, 635 und FHA 8, 418, 420. In der *Metakritik* formuliert eine Stelle die präzise Bedeutung des Terminus: „Indem das Auge ein *Nebeneinander* dem innern Sinn metaschematisiert, zwingt das Ohr uns, Dinge, die *nach* einander sind, in ganz andern, eben so künstlichen Typen aufzunehmen. Zu gleicher Zeit werden wir also fortwährend in zwei Richtungen gezogen, und unwiderstehlich gewöhnt, nicht nur *beide zu verbinden*, d. i. beiderlei Typen durch einander zu erklären, Erscheinungen des Auges durch Töne des Ohrs und gegenseitig; sondern unser Verstand kann auch nicht anders als in beiderlei Kunstformen seine Begriffe unverrückt und zu gleicher Zeit *gestalten*. Durchs *Nacheinander* wird von ihm das *Nebeneinander*, Dies durch Jenes zu einer helleren Ordnung bestimmt; entfernte Gegenstände drücken sich durch Töne sukzessiv in uns; dunkle, mit Augenblicken verschwundene Laute bleiben vor uns durch Gestalten. So typisiert der Verstand, und so ward (durch welche Förderung es auch geschehen sein möge) aus Verbindung zweier dem Schein nach einander entgegengesetzter, einander aber unentbehrlicher Sinne, unter Leitung des Verstandes -- *Sprache*“. (Herder FHA 8, 419).

<sup>79</sup> Herder FHA 4, S. 635 ff.

<sup>80</sup> Eine kleine Erinnerung daran, in welchem Umfang Nietzsches Sprachphilosophie von Herder abhängig ist, mag hier, als weitere Berichtigung etwas fehlgeleiteter Geistesgeschichtsschreibung, angebracht sein. Man höre das Kernzitat aus Nietzsches Schrift *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*: „Ein Nervenreiz, zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher.

## Wiederum: Streit

An diesem Punkt kann klarer werden, warum der erbitterte Streit zwischen Kant und Herder einer so großen Nähe aufruht. Kants Standpunkt ist der der transzendentalen Einheit der Apperzeption, er geht vom Punkt des reinen Bewusstseins aus. Herders Standpunkt ist der des sensitiven Gepräges, also der Schnittstelle zwischen Subjekt und Welt in der Sprache. Kant muss seinen Weg von den reinen Denkformen in die Anschauungsbezogenheit finden. Herder muss plausibel machen, wie er vom sensuellen Apparat zum Akt des Denkens kommt. Beide haben mit diesen Vermittlungsaufgaben Probleme. Kant sucht etwas, das dem Begriff und dem subsumierten Gegenstand „gleichartig“ sei.<sup>81</sup> Aber er findet durchaus keine Gleichartigkeit – dies müßte ja eine Gestalthaftigkeit sein –, sondern nur eine regelhafte Verfahrens analogie, die in der Zeitlichkeit sowohl der inneren Skizzierung der Kategorien als auch in der Zeitlichkeit des Anschauens liegt. Kant bleibt unter seinem deklarierten Beweisziel. Die Regel – als solche unsichtbar – ist keine Gleichartigkeit, sondern nur ein logisch analoges Verfahren. Aber auch Herder, der zwar eine reiche Bildbezogenheit der Semiose vorweisen kann, bleibt eine Erklärung schuldig. Denn er setzt die Spontaneität des Intelligiblen immer schon voraus, indem er sie erstens als unbewusstes Urteilen der Sinne untereinander, wie auch zweitens als grundloses Erwachen des sprachlichen Zugriffs aus vorangehender Passivität denkt. Denn warum ist es just dieses Blöken, das den Menschen die erste sprachliche Deixis vollziehen lässt? Der Grund dafür kann nicht allein im äußeren Anstoß liegen.

Evidenterweise arbeiten Kant und Herder am selben Vermittlungsproblem, einmal vom bewusstseinstheoretischen Standpunkt aus, einmal von einem sensualistischen Standpunkt aus. Kant polemisiert gegen Herder von seiner Stärke der expliziten Kategorialität her, Herder gegen Kant mit seiner Stärke der expliziten Ikonizität. Beide tun dies, indem sie gleichermaßen denselben Hiatus nicht wirklich schließen können. Aber indem beide von so verschiedenen Standpunkten aus argumentieren, können sie offenkundig nicht sehen, dass sie einander gleichsam Spiegelbilder sind. Um dies sehen zu können, braucht

---

Das Bild wird nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andre und neue“, (Nietzsche, Friedrich, *Werke*, hg. v. Karl Schlechta, Frankfurt a. M., Berlin und Wien, <sup>6</sup>1979-1981, Bd. 3, S. 312).

<sup>81</sup> Kant KrV, B 176: „In allen Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff muß die Vorstellung des ersteren mit der letzteren g l e i c h a r t i g sein, d.i. der Begriff muß dasjenige enthalten, was in dem darunter zu subsumierenden Gegenstand vorgestellt wird, denn das bedeutet eben der Ausdruck: ein Gegenstand sei unter einem Begriffe enthalten“. Dieser erste Satz des Schematismuskapitels enthält schon das ganze Problem. Denn die geforderte Gleichartigkeit bemüht zunächst eine ikonische Kategorie. Wenn Kant dann die Antwort gibt, dass das regelgeleitete Skizzieren nach der reinen Zeitbestimmung die Gleichartigkeit leiste, dann ist einzuwenden, dass eine Regel, die als solche immer unsichtbar ist, eine ikonisch verstandene Gleichartigkeit keinesfalls erzeugen kann.

man, beobachtungstheoretisch gesprochen, eine Position der dritten Beobachtung, die freilich zuerst die auf ihr lastende philosophiegeschichtliche Wertung abwerfen muss, um sich konstituieren zu können.

So erscheint der Streit einerseits als absurdes Ritual, als ein Kampf gegen Phantasmen, die auch immer die eigenen sind. Andererseits ist es ein substantieller Streit, weil sein achsendrehendes Spiel im innersten Kern der diskutierten Denkbestimmungen zu verorten ist.

Herder bestreitet Kants Vermögenstheorie und damit den ganzen Zusammenhang der subjektiven Deduktion. Sein Argument ist, dass die Kräfte der Seele zwar in sich differenziert, aber letztlich in sich einigen Ursprungs sind. Sie sind Ausdifferenzierungen einer Kraft, nicht aber getrennte Fakultäten des Gemüts. Insofern stelle sich die Vermittlungsfrage nicht; sie ist ein Scheinproblem.<sup>82</sup> Aber letztlich behauptet Kant nichts anderes, wenn er die Einheit der Apperzeption als „der Verstand selbst“<sup>83</sup> bezeichnet und die produktive Einbildungskraft als reine verzeitlichende Schemazeichnung des Verstandes qualifiziert.<sup>84</sup> Auch hier liegt eine funktionsanalytische Differenzierung vor, und durchaus nicht ein Philosophieren aus einem Sack voll Vermögen.<sup>85</sup> Vom Standpunkt der transzendentalen Apperzeption aus ist die vermögenspsychologische Struktur die Selbstausslegung einer notwendigen Dynamik, die aus dem zeitlichen Gang des *Ich-denke* resultiert, sofern dieses seine Anschauungsgebundenheit auslegt. Herder wie Kant gehen nicht von einem fixen Vermögenbündel aus, welches sekundär zu vermitteln wäre. Beide haben ein Modell einer von innen heraus expandierenden, sich ausdifferenzierenden Kraft oder Tätigkeit.

Aber Herder kann diese bedeutende Konvergenz zu Kant nicht sehen. Weil sein Standpunkt sensualistisch ist, muss ihm der Standpunkt Kants von vornherein als aussichtslos erscheinen. So bestreitet er die konstituierende Leistung der Kantschen Kategorien. Für ihn sind sie letztendlich sprachwidrige Abstraktionen. Die ganze Frage, wie überhaupt die Kategorien als geltungsrelevant für Erfahrungserkenntnis ausgewiesen werden können, erscheint ihm absurd, weil schon die Trennung von Kategorien einerseits und Erfahrung andererseits nur Ausdruck einer im Grund verfehlten sprachlichen Abstraktion ist.

<sup>82</sup> Herder FHA 8, S. 319.

<sup>83</sup> Kant KrV B 134.

<sup>84</sup> So im §24 der B-Fassung und im Schematismuskapitel; vgl. auch Baumanns, *Kommentar*, S. 430: „[...] Zurückführung der „produktiven Einbildungskraft“ auf den kategorialen Verstand [...]“.

<sup>85</sup> So lautet der Vorwurf Hegels im Kontext einer kantnahen Argumentation (vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Werke*, hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M., 1979, Bd. 2, S. 272), in dessen Tradition des Missverstehens sich auch Heidegger einordnen lässt, welcher ein ganz verdinglichendes Verständnis der Vermögen hat und nur deshalb die produktive Einbildungskraft als drittes Grundvermögen ansetzen kann. Sie ist dies aber keineswegs. Sie ist eine funktionsanalytische Bestimmung der transzendentalen Einheit der Apperzeption. Vgl. Heidegger, Martin, *Kant und das Problem der Metaphysik*, Frankfurt am Main, <sup>6</sup>1998, bes. Dritter Abschnitt.

Weil für Herder die Sprache als solche schon in ihrem sensualistischen Grunde die Vermittlung von logischer und ikonischer Dimension ist, wird ihm jedes Wort zum Bildwort. Damit aber passiert etwas Eigentümliches. Für Herder verschwindet Kants Schematismusproblem oder besser: es wendet sich ins Innere des Wortes zurück, um in dessen Bildlichkeit immer schon die Vermittlung vorzuweisen, die sich Kant in Herders Sicht erst durch eine falsche Trennungsarbeit künstlich erzeugen musste, um sie dann nicht anders als durch behelfsmässige Konstrukte zu lösen.<sup>86</sup>

Herder hat also schlicht keinen Platz für den Begriff des Schemas. Er macht sich über ihn lustig.<sup>87</sup> Er geht gleichsam von der anderen Seite auf das Problem zu. Herders Analysis behandelt letztlich die ganze Sprache, als wäre sie eine einzige poetische Dichtung.

## Herders poetologische Genealogie der Sprache

Schemata können nach Kant zu Bildern führen, sind aber selbst keine.<sup>88</sup> Durchaus auch gegen den Text der *Kritik der reinen Vernunft* kann man sich fragen, ob die Schemata zu Bildern zwar führen können, es aber eigentlich nicht sollen. Das Ziel des „Schematismus des reinen Verstandes“<sup>89</sup> besteht darin, dass die Kategorien ihre Subsumtionsfunktion erfüllen. Würde jedoch der Verstand die Konvergenz von Schematen und Anschauungen nur zu Bildern machen, dann würde er sein Ziel, anschauungsbezogene Erkenntnis in Erfahrungsurteilen erlangen zu wollen, verfehlen. Angesichts dieses Arguments ist es verwunderlich, dass Kant im Schematismuskapitel überhaupt so insistiert von Bildern redet. Denn eigentlich ist in Kants Erkenntnistheorie nirgends ein Ort für das Bild vorgesehen. Erst wenn der Verstand darauf verzichtet, seine Schematisierungsleistung in den Dienst der Subsumtion zu stellen, könnte er sie in die Richtung einer Bildproduktion weiterlaufen lassen. Dies ist bekanntlich im ästhetischen Urteil der Fall. In der Darstellung (Hypotypo-

<sup>86</sup> Nach allen diesen Einwänden ist klar, dass Herder sich keineswegs auf diejenigen Argumente einlässt, welche bei Kant die *stärksten* sind. Herder bestreitet Kant überhaupt die Wortsemantiken der Begriffe. Folglich muss ihm alles, was Kant durchargumentiert, als blanker Unfug erscheinen. Diese Kritik ist pauschal und total, aber ihr Manko ist, dass sie nirgends die *Intelligenz* von Kants Argumentation erreicht.

<sup>87</sup> Herder FHA 8, S. 414: „Man sagt nicht Axiomate, Theoremate, Dogmate, Philosophemate, sondern Axiome, Theoreme, Dogmen, Philosopheme; also müsste man auch *Schemen* sagen. Was *Schemen* im Deutschen heiße, darüber s. *Frisch* Wörterbuch. Er nennet es eine leere Gestalt, ein *Butzenantlitz*; und das wären wirklich die Schemata a priori“.

<sup>88</sup> Kant KrV, B 179 f.

<sup>89</sup> Kant KrV, B 179.

se)<sup>90</sup> werden aus urteilsrelevanten Anwendungen der Kategorien aisthesisbezogene Explikationen der als funktionslos betrachteten und zu selbstbezüglichen Zwecken gefüllten Funktionen.<sup>91</sup> In der Erkenntnis- und Urteilstheorie muss Kant aber durch die Schemate hindurch zum kategorienbestimmten Erfahrungsurteil schreiten; er kann nicht die Schemate als solche auszeichnen wollen.

Vielleicht liegt an diesem Punkt diejenige Differenz, die sowohl Herder als auch Kant unfähig macht, im Kontrahenten große Teile der eigenen Fragestellung wiederzuerkennen. Denn Herder entwickelt seine Idee von Sprachphilosophie gerade vom Bild her. Nicht wie Kant es zu verhindern oder es in die Ästhetik abzuschieben, sondern es als den Ausgangspunkt zu betrachten, der sprachphilosophisch zu explizieren wäre, ist sein Unterfangen:

*Bild* nenne ich jede Vorstellung eines Gegenstandes mit einigem Bewußtsein der Wahrnehmung verbunden. Steht es vor meinem Auge, so ist es ein körperliches, sichtliches Bild. Wird es meiner Einbildungskraft dargestellt: so ist es eine *Phantasie* (φαντασµα), die aber dennoch von sichtlichen Gegenständen ihre Gesetze borget. Dort wache, hier träume ich; und man siehet, daß die Phantasie des Menschen auch wachend beständig forträume.<sup>92</sup>

Die in diesem Zitat auffallende Formulierung „mit einigem Bewußtsein der Wahrnehmung verbunden“ markiert nicht nur ein beiher spielendes Moment; sie ist konstitutiv. Ein Bild ist erst dann vorhanden, so führt Herder weiter aus, wenn wir die „Gegenstände unserer Sinne [...] *gewahr werden*, d.i. sie mit dem Gepräge *unsres Bewußtseins*, mehr oder minder hell und lebhaft, bezeichnen“.<sup>93</sup> Es ist die sprachliche Funktion der Bezeichnung, die dem bildhaften Charakter des innerlichen Gepräges zum Bild verhilft. Herder denkt die Sprache als eine in die sinnlichen Vorstellungen hinein vermittelte Exegese

<sup>90</sup> Vgl. das Auftauchen dieses Begriffes in der *Kritik der Urteilskraft*: „Alle Hypotypose (Darstellung, *subiectio sub adspectum*) als Versinnlichung ist zwiefach: entweder schematisch, da einem Begriffe, den der Verstand faßt, die korrespondierende Anschauung a priori gegeben wird; oder symbolisch, da einem Begriffe, den nur die Vernunft denken, und dem keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann, eine solche untergelegt wird, mit welcher das Verfahren der Urteilskraft demjenigen, was sie im Schematisieren beobachtet, bloß analogisch ist, d.i. mit ihm bloß der Regel dieses Verfahrens, nicht der Anschauung selbst, mithin bloß der Form der Reflexion, nicht dem Inhalte nach, übereinkommt“ (Kant, Immanuel, *Kritik der Urteilskraft*, Hamburg, <sup>6</sup>1974, §59, S. 211).

<sup>91</sup> Mehr als eine kurze Bemerkung ist hier nicht möglich, aber es scheint evident, dass die *Kritik der Urteilskraft* das Interesse der *Kritik der reinen Vernunft* an einer Urteilstheorie exakt fortführt. Sie tut dies, indem sie im Verhältnis von Kategorien und Schematen das Subsumtionsverfahren lockert und es zum Spiel der Erkenntniskräfte macht. Die *Wie-Frage* der objektiven Deduktion wird also ästhetisch anders beantwortet als in der Erkenntnistheorie. Auch hier folgt die subjektive Deduktion in der Sache nur sekundär, während die vermögensrechtliche Argumentation in der Rezeptionsgeschichte meist im Vordergrund stand.

<sup>92</sup> Herder FHA 4, S. 635.

<sup>93</sup> Herder FHA 4, S. 635.

dieser Vorstellungen so, dass daraus beides zugleich entspringt: artikulierte Sprache und Bild.<sup>94</sup>

Unser ganzes Leben ist also gewissermaßen eine *Poetik*: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. [...] Denn das Bild, das sich auf der Netzhaut deines Auges zeichnet, ist der Gedanke nicht, den du von seinem Gegenstande dir zueignest; dieser ist bloß ein Werk deines innern Sinnes, ein Kunstgemälde der Bemerkungskraft deiner Seele.<sup>95</sup>

Herder folgt offenkundig immer demselben, durchaus systematisch durchgeführten Projekt. Sein Gedankengang soll wie bei Kant das Problem insularer Begriffe infolge einer von der Monadologie losgelösten und in Skepsis kulminierenden philosophischen Analysis bewältigen. Aber Herder sucht nicht den Standpunkt des reinen Denkens, sondern er bleibt bei der diskontinuierlichen Topographie sowohl der Begriffe als auch der sie fundierenden sinnlichen Herkunftsorte, während er zugleich eine Theorie der systematischen sensitiven Überschneidungen als der gegenseitig sich deutenden urteilskonformen Sinneshandlungen entwirft. So argumentiert er aus dem sensitiven Grund und aus dem Bild heraus und bleibt bei einer Topographie, wo Kant einen Einheitsstandpunkt einnimmt. Zugleich aber zersplittert sich seine Theorie nicht in die Skepsis des vorkritischen Kant. Denn Herder nimmt für sich in Anspruch, die philosophische Analysis radikaler und tiefer durchgeführt zu haben, nämlich bis in die Sinnlichkeit hinein. Dort liegt die Einheitsfunktion, denn der innere Sinn (*Gemeinsinn*, *sensorium commune*) baut aus den vielen Bildern notwendig ein *Gepräge* und zwar ein je individuelles. Nicht zufällig ist Herder als Theoretiker des Bildes auch ein Theoretiker der Individualität.

„Der größte Teil unsrer Einbildungskraft ist *topographisch*“:<sup>96</sup> Diese Bestimmung zeigt, wie deutlich Herder auf die Diversität der Matrix sowohl der Begriffe wie auch ihrer zugrunde liegenden sensitiven Struktur setzt. Die Vermeidung des Kantschen Einheitsstandpunktes hat Herder zum Theoretiker des Lebens und der Kultur gemacht, wenn man so will: zum eigentlichen Erfinder des Projektes der Kulturwissenschaften. Dass diese Formation mit einer Theorie des Bildes – einem *iconic turn* der Begriffsanalyse – und mit einer Theorie der Individualität verbunden war, verweist auf eine tiefgehende disziplinäre Spreizung. Herder schert auf der Basis der Philosophie aus ihr aus und gewinnt einen Theorieort jenseits der akademischen Philosophie. Kant und die Zunft reagieren darauf mit Ausgrenzung (*Popularphilosophie* lautet der Vor-

<sup>94</sup> Diesen Gedankengang – vielleicht ist es sein Kerngedanke – wiederholt Herder an vielen Stellen. Er bildet schon das Gerüst der Sprachursprungsschrift. Eine sehr pointierte und enge Argumentationsfolge entwickelt er in seiner *Metakritik* just dort, wo er nach der Polemik gegen Kants Schematismus die eigene Sprachphilosophie resümiert (vgl. Herder FHA 8, S. 418-429).

<sup>95</sup> Herder FHA 4, S. 635.

<sup>96</sup> Herder FHA 8, S. 352.

wurf) und dem Nachweis nur metaphorischer Rede<sup>97</sup> (ein geradezu grotesker Vorwurf gegen eine Sprachphilosophie, die ihren Kerngedanken in der *Übertragung* findet).

Es ist letztlich der Beginn des genealogischen Denkens, der sich bei Herder abzeichnet. In seinem Aufsatz *Über Bild, Dichtung und Fabel* findet sich dazu die programmatische Feststellung: „[...] denn auch hier zeigt die Entstehung das Wesen der Sache selbst“.<sup>98</sup> Genese ist geltungsrelevant, so Herder. Der Neukantianismus hat bekanntlich zwischen Geltung und Genese unterschieden. Der Wahrheitsanspruch eines Arguments ist nach dieser Unterscheidung nicht auf sein Zustandekommen zu reduzieren. Die Interessen und Umstände, die zu einem Argument geführt haben, qualifizieren noch nicht seinen Geltungsanspruch. Herders Einspruch gegen Kant versucht der Sache nach, diese Unterscheidung zu unterlaufen. Dabei bringt Herder eine Genealogie der sprachlichen Nomenklatur ins Spiel, welche ihrerseits den Anspruch erhebt, unmittelbar geltungsrelevant zu sein. Denn allein aus einer genetischen Sprachphilosophie heraus kann begründet werden, warum es das Bild ist, auf das sich die Sprache bezieht. Es ist folglich auch die etymologische Analyse, die den Worten ihren eigentlichen Ort zuweist: einen sinnlichen in der Topographie einer Kultur oder eines Lebenszusammenhangs. So gesehen, stellt sich die Frage nach den Kantschen Schematen nicht. Für Herder ist es umgekehrt. Immer schon am sensitiven Ort, immer schon protoikonisch, besteht die eigentliche Poetik der Sprache darin, die sinnlichen Vorstellungen zu deuten und zu bezeichnen. In dieser Tätigkeit expliziert die Sprache die sensitiven Urteilshandlungen des inneren Sinns, an denen sie immer schon beteiligt ist. Die Frage, wie reine Begriffe sich schematisieren können, um Anschauungsbezug zu gewinnen, muss Herder in jeglicher Hinsicht absurd erscheinen. Aber letztlich wollte Kant dasselbe Problem wie Herder lösen. Beider Problemlösungen durchwandern dieselben Bestimmungen – Kant von oben nach unten, Herder umgekehrt, vom *sensorium commune* übers Bild zur Sprache. Derart nahe kann man sich ferner nicht sein.

<sup>97</sup> Kant hat in seiner Rezension zu Herders *Ideen* das philosophiegeschichtliche Vernichtungsurteil gesprochen. Herder lasse „logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe“ vermissen und setze an diese Stelle eine „in Auffindung von Analogien fertige Sagazität“. Seine „kühne Einbildungskraft“ sei geschickt, aber der „poetische Geist“ nehme „Allegorien für Wahrheiten“ und verwickle den „Strom seiner Beredsamkeit“ in „Widersprüche“. – Diese Kritik wirft vor allem eine Sprachlichkeit als unphilosophisch, die sich, von Herders Standpunkt aus, gerade als Explikation einer komplexen Bildtheorie der Sprache darstellt. Vgl. Kant, Immanuel, „Rezension zu Johann Gottfried Herders Ideen“, in: Ders., *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Bd. 2, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main, <sup>8</sup>1991, S. 781-806.

<sup>98</sup> Herder FHA 4, S. 648.